

jeiner Arbeit erhält. Und die Möglichkeit, jederzeit aus der einen Assoziation aus- und einer andern beizutreten, sowie die vollständige Oeffentlichkeit der Produktion und des Ertrages irgend einer Arbeit, bewirken eine ungefähr gleichwertige Rentabilität der Art. Damit ist aber zugleich eine Ueberproduktion ausgeschlossen, da sich, falls eine solche durch geringeren Ertrag in irgend einem Produktionszweige bemerkbar machen sollte, sofort ein großer Teil der Arbeiter anderer Arbeit, die rentabler erscheint, zuwenden würde. Und ebenso, falls irgendwo ein übermäßiger Ertrag erzielt würde, würde sich derselbe durch das Zutrommen größerer Mengen von Arbeitenden von selbst auf das Durchschnittsniveau erniedrigen.

Dies ist im wesentlichen die wirtschaftliche Grundlage, auf der sich Herzka's „Freiland“ aufbaut. Hier liegt das eigentlich Bedeutende des Werkes, zum Teil das volkswirtschaftlich Neue. Die Neuordnung ist nun eingeleidet in ein gefälliges romanhaftes Gewand, an das man freilich nicht die strengsten poetischen und ästhetischen Maßstäbe anlegen darf. Herzka verlegt den Schauplatz nach dem Innern Afrikas, und zwar zunächst in das Hochgebirge des Kenia, d. i. das Land östlich vom Ukereweese, zwischen dem ersten Grad südlicher bis zum ersten Grad nördlicher Breite und zwischen dem 34. bis 38. Grad östlicher Länge. Dies Land scheint ihm die denkbar günstigsten Verhältnisse des Klimas und der Bodenbeschaffenheit zu bieten; es vereinigt in sich, wie er meint, die Vorzüge der Tropen und unserer Alpenwelt. Herzka stützt sich für diese Behauptungen auf die zahlreichen Reisebeschreibungen, die von erfahrenen Afrikaforschern über diese Gegenden vorliegen. Doch erscheint mir wenigstens die Frage, ob dies Land tatsächlich für europäische Einwanderer in gesundheitlicher Beziehung empfehlenswert sei, noch nicht abgeschlossen. Denn etwas anderes ist eine Forschungsreise, die mit beständigem Ortswechsel zugleich ein Schutzmittel für die Gefahren des Klimas bildet, etwas anderes eine dauernde Besiedelung. Und die Einwände, daß ein volkswirtschaftliches Experiment nicht zugleich durch ein klimatisches Experiment kompliziert und damit gefährdet werden dürfe, sind nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Indessen muß man sich vorläufig an die Darstellung halten, die Herzka seinen Gedanken giebt. Jedenfalls, Herzka läßt in diesen entlegenen, aber fruchtbarsten Gegenden ein wunderbares „Freiland“ erblühen. Die neue Gesellschaftsordnung, deren Grundprinzipien ich kurz geschildert habe, hat einen gewaltigen Aufschwung des neuen Gemeinwesens zur Folge. Die volle Ausnutzung der Hülfsmittel der menschlichen Produktion macht „Freiland“ zum reichsten Land der Erde. Künste und Wissenschaften blühen, vorzügliche Schulen erziehen das heranwachsende Geschlecht, Eisenbahnen und Kanäle verbinden die einzelnen Teile und reichen bis an drei Ozeane. Frohsinn und Heiterkeit herrscht in einem gesunden und arbeitsamen Volk, das in fünf und zwanzig Jahren auf mehr als vierzig Millionen angewachsen ist. Und nun findet es auch Gelegenheit, im Kriege gegen den König von Abessinien seine militärische Tüchtigkeit zu zeigen. Was den vereinigten Kräften der europäischen Staaten nicht gelingen wollte, das vollführen die Jünglinge Freilands mit leichter Mühe. Nachdem schon lange die Völker mit wachsendem Interesse das neue Staatswesen verfolgt haben, erhebt sich jetzt in der ganzen zivilisierten Welt ein Sturmwind. Alle wollen Teil haben an diesen neuen Errungenschaften des menschlichen Geschlechts. In den kultivierten Staaten des Westens verlangt man Reformen, in den barbarischen des Ostens wüten fürchterliche Revolutionen. Alle aber verlangen von „Freiland“ Rat und Hilfe. Freiland beruft deshalb einen großen Weltkongreß nach Edenhal, auf dem sich

die Vertreter von nicht weniger als 68 Nationen einfinden. Hier werden die Grundprinzipien, auf denen die neue Gesellschaftsordnung aufgebaut werden soll, noch einmal eingehend erörtert, die Einwände widerlegt und die Folgerungen gezogen. Nachdem man darüber allseitig zur Klarheit gekommen, entwirft der Vorsitzende in glänzender Schilderung ein Bild der zukünftigen Menschheit und schließt mit den Worten: „Wir aber, meine Freunde, eilen jetzt aus Welt, dieser Zukunft die Tore zu öffnen!“

Herzka hat sich nicht mit dieser theoretischen Darstellung begnügt. Er will versuchen, dieses zukünftige Gemeinwesen zu verwirklichen. In der von ihm herausgegebenen „Zeitschrift für Staats- und Volkswirtschaft“ hat er eine besondere Rubrik eingerichtet, die den Freilandgedanken nach den verschiedensten Seiten erörtert. In mehr als 25 Städten haben sich bereits Ortsgruppen von Anhängern zusammengetan, die dazu mithelfen wollen, den kühnen Plan auszuführen. Nach den Intentionen des Verfassers soll noch in diesem Jahre die erste Pfadfinderexpedition abgeant werden, um die Vorarbeiten für das Unternehmen zu treffen.

Vorläufig liegt freilich „Freiland“ erst in der Möglichkeit. Wenn auch die Menschheit gerüstet sein mag, seine Schwelle zu überschreiten, so ist doch dieser erlösende Schritt von der herrschenden ausbeuterischen Wirtschaftsordnung zu einer Ordnung der sozialen Gleichberechtigung und Freiheit so leicht nicht getan. Andererseits ist doch der Vorzug, den solche Darstellung, wie sie Herzka wählte, vor der rein wissenschaftlichen Betrachtung hat, nicht zu unterschätzen. Indem wir den neuen Staat vor unseren Augen sich aufbauen sehen, wird auch dem Laien die Neugestaltung, die dem Verfasser vor Augen schwebt, deutlicher. In den konkreten Formen erscheint das Abstrakte anziehender und greifbarer; und damit ist auch einer breiteren Leserschaft Gelegenheit gegeben, die neuen Anregungen zu prüfen und sich in die von einer freudigen Weltauffassung getragenen Gedanken des Verfassers zu versenken.



Das kritische Wolbehaben.

Von
Hermann Bahr.

Ich bin nicht von selbst drauf gekommen: Jules Demaitre hat mich hergeführt. Wer weiß, wie lange ich sonst noch gebraucht hätte, es aus mir heraus zu entwickeln! Jetzt freilich möchte ich mir einreden, ich hätte es längst gewußt, bloß vielleicht nicht ganz so deutlich.

Die Stelle ist im dritten Bande der *Contemporains*, in dem *Plafage* über Bourget; da heißt es von der Kritik: „d'abord dogmatique, elle est devenue historique et scientifique; mais il ne semble pas que son évolution soit terminée. Vaine comme doctrine, forcément incomplète comme science, elle tend peut-être à devenir simplement l'art de jouir des livres et d'enrichir et d'affiner par eux ses impressions.“

Diese zwei Sätze könnten mich rein verrückt machen vor Vergnügen. Die ganze Vergangenheit der Kritik steckt in ihnen, mit allen ihren verbrießlichen Lastern. Und eine lange Zukunft steckt darin, mit den holdesten Versprechungen. Sie brachen eine dritte Phase der Kritik an. Und was haben wir uns nicht schon alles

eingebildet, sie nur wenigstens einmal über den naiven Hochmut der ersten hinaus zur gerechten Wissenschaftlichkeit der zweiten gebracht zu haben!

Die erste ist ja heute gründlich abgetan. Als es einen wahren Glauben gab, außer welchem in Regereien kein Heil, sondern nur Fluch und Verdammnis war, und ein natürliches Recht, das, mit dem Menschen geboren, von keinem falschen Zwang sich beugen ließ, und eine ewige Wahrheit, welche nur endlich einmal ein glücklicher Philosoph zu entdecken und in ein unfehlbares System zu formeln brauchte, das den Nachkommen überhaupt alles Denken und Forschen für die Zukunft ersparte, da mochte es auch eine einzige, wandellose Normalkunst geben, über dem Wechsel der Geschlechter und ewig die gleiche für Ahnen und Enkel: Begnadeten war es verliehen, ihre Werke zu schaffen, anderen Begnadeten, daraus ihre Gesetze zu lesen; mit diesen wachten sie dann argwöhnisch, daß sich kein Unberufener in den Tempel dränge, kein banausisches Gestümper die strenge Weihe störe, und schulten begierige Jünger. Es ist aber schon lange genug her, daß diese stolze Herrlichkeit ins Straucheln kam und der Größenwahn der „soveränen Vernunft“ und das vermessene Vertrauen ins „Ewige“, ins „Absolute“ zersprangen: man entsagte dem weltgesetzgeberischen Ehrgeiz, und Respekt vor der Wirklichkeit, wie sie einmal ist, erwachte. Es ward das viele Weltverbessern aufgegeben und lieber die Welt zu begreifen, nach ihren Ursachen zu fragen, warum sie so sein muß, nicht immer nach ihren Pflichten, wie sie sein soll, das schien klüger, rascher, nützlicher. Da mußten am Ende doch auch die Kritiker der Idee verfallen, daß sie vielleicht auch nicht um gar so viel gescheiter als die übrige Menschheit und vielleicht auch die Dichter und ihre Werke aus unvermeidlichen Bedingungen notwendige und unabänderliche Wirkungen sind.

So rückte die Kritik um eine Nummer hinauf. Sie fügte sich der neuen Mode des Geistes, dessen Leidenschaft jetzt die „Tatsache“ wurde, wie es früher die „Idee“ gewesen, und ließ das ewige Reifen sein, das Schulmeistern und Besserwissen. Lob und Tadel schob sie bei Seite. Nicht prüfen und danach beurteilen — sie wollte jetzt bloß noch „konstatiren“. Ob einer ein Birnbaum oder ein Apfelbaum — diese Frage allein vermochte sie noch zu interessiren; ob die Birnen besser schmecken oder die Äpfel, darum kümmerte sie sich nicht mehr, darauf antwortete sie nicht mehr. Aus der ästhetischen Gesetzeskunde des Boileau und Lessing war sie zur ästhetischen Naturgeschichte des Sainte-Beuve, Georg Brandes und Taine geworden: nachforschen, — nicht vorschreiben — so hieß die neue Lösung.

Sie bildete zwei Arten der Kritik aus, zwei Gruppen von Kritikern. Die einen nahmen die Werke eines Künstlers zusammen, verglichen sie miteinander und berichteten sie aneinander und bestimmten aus ihren Zügen zuletzt die Physiognomie ihres Schöpfers. Um diese war es ihnen vornehmlich zu tun. Dazu behielten sie sich mit allen Mitteln, welche sie nur immer aufzutreiben wußten. Sein ganzes Wesen suchten sie sorgfältig ab, sammelten Briefe, Schulzeugnisse, Berichte von Verwandten und Freunden, jagten nach Anekdoten, die ihn bezeichnen konnten. Das war die psychologisch-biographische Gruppe; Sainte-Beuve ist ihr bestes Beispiel. Die anderen kümmerten sich nicht so sehr um die Bilder der einzelnen, sondern die allgemeine Psychologie einer ganzen Zeit war ihre Neugier. Die Litteratur an sich und jeder einzelne Litterat, die Malerei an sich und jeder einzelne Maler, die Musik an sich und der einzelne Musikant — das reizte sie wenig. Die ganze Zeit sollte

wieder auferstehen, wie sie dachte, wie sie fühlte, wie sie war, wie sie sich ihr ganzes Verhältnis zur Welt zurecht legte, wie sie den äußeren Wirkungen innerlich zu antworten gewohnt war; und jedes Zeichen, das sie verriet, ob sie es nun in der Mode der Möbel oder der Trachten oder der Künste fanden, war ihnen gleich willkommen. Sie stellten die Gruppe der historiens de la Vie Morale, wie sie Bourget genannt. Stendhal ist ihr Ahnherr, und ihr bestes Beispiel ist Taine.

Wenn wir heute von unserem Geschmack aus die beiden Phasen vergleichen, so kann uns die Wahl nicht schwer fallen, für welche wir uns entscheiden. Die erste mit ihrem blinden Götzendienste einer absoluten Kunst, die von ihren ewigen, unabänderlichen Gesetzen keine Abweichung verträgt, mit der unduldsamen Acht über jede Neuerung, gegen alle Entwicklung, mit der eingefrorenen Unbeweglichkeit, aus der alles Leben floh — das kommt uns heute grenzenlos dumm, grotesk und abgeschmackt vor, und wir müssen uns lange erst durch den starken Zwang des historischen Verständnisses beträchtlich zurück schrauben, um nur überhaupt ihre Möglichkeit allenfalls zuzulassen und sie nicht von vorneherein bloß als wirren Spurt einer wunderlichen Krankheit zu behandeln. Die andere ist unserem Geiste näher. Wir begreifen sie leicht und ohne Widerspruch. Es ist nichts an ihr, uns zu beleidigen, uns zu empören, wider sie herauszufordern. Wir haben ihr nichts vorzuwerfen, das gegen unseren Geschmack verstieße, das unser Wunsch anders verlangte. Wir brauchen uns nicht erst mühsam Gewalt anzutun, um uns in sie zurückzukonstruiren. Wir finden alles in bester Ordnung an ihnen, den Sätzen unserer Vernunft gemäß. Wir können sie überall abklopfen und getrost Stück für Stück prüfen, es ist nichts Morisches, Brüchiges und Faulles. Eigentlich, wenn wir uns das alles genau überlegen, eigentlich sollten wir ganz entzückt von ihr sein. Bloß, merkwürdig, wenn wir eindringlich nach unserer Seele hinhinsehen und das Erspähte dann aufrichtig gestehen, was in ihr vorgeht — irgend etwas muß doch daran fehlen: die große Wirkung, welche wir uns mit so viel gieriger Hoffnung versprochen, bleibt aus und am Ende — ja, langweilig, man kann es nicht anders sagen, langweilig wird sie uns am Ende, sie auch.

Ich glaube, es mag vielleicht daher kommen, daß der allgemeine Geist, die läufige Denkweise, das übliche Verhältnis des Menschen zur Welt, oder wie man es sonst nennen will, schon wieder anders geworden ist. Es kann sein, daß er jene zweite Phase seit der Renaissance, welcher diese zweite Kritik entsprach, schon wieder verlassen und sich in eine dritte hinüberverwandelt hat. Dahinter, natürlich, dürfte dann die Kritik nicht zurückbleiben; sie müßte die nämliche Entwicklung nachholen. Anders wüßte ich es mir nicht zu erklären. Und manche Zeichen sind dafür.

Manche Zeichen sind dafür, daß die Herrschaft der „Nur-Tatsächlichkeit“ schon vorüber ist. Die blinde Despotin der Dinge wankt, und es regt sich wieder der Mensch. Die vergötterte Bewunderung der rauhen Wirklichkeit ist erschüttert und nach innen zu wird wieder gelauscht, was seltsam die Wünsche der Träume verkünden. Es leimt überall wie ein Frühling einer neuen Romantik, und der Glaube an das Glück, der lange verstummt war, treibt junge Sprossen, von denen ein wunderbar rauschen durch alle Herzen ist. Und vor der Sehnsucht wird es wieder helle.

Vielleicht ist es nur Trug, das letzte Flackern des alten Wahnes. Vielleicht verlischt es gleich wieder; und dann kommt die große Ruhe, die der sanfte Sendling aus dem Stamm der Satyas versprach. Aber es könnte doch

auch ein aufrichtiger, standhafter Stern sein, der siegt, aus den Irrungen leuchtet und zu lebendigem Frieden führt.

Das ist auch eines von den seltsamen Zeichen der Zeit, daß sich solche Hoffnungen überhaupt noch herauswagen dürfen. Sie sind zudringlich und wollen nicht nachgeben. Sie gaukeln gefällige Scheine vor, wie es geschehen könnte. Ihrer lieblichen Logik ist schwer zu widerstehen. Man muß immer wieder sinnen und träumen, und alles stimmt ganz herrlich.

Es giebt nämlich, da alles andere ausgekostet und erschöpft ist, bloß ein Einziges noch zu versuchen. Von der Sehnsucht nach dem Glücke sind sie ausgezogen; zur Sehnsucht nach dem Glücke kehren sie immer wieder, trotz alledem; alles sonst stürzt, bricht und schwindet, nur immer die Sehnsucht nach dem Glücke bleibt treu. Sie können sie nimmermehr verwirren, und wie oft sie's verschwören, sie hören immer wieder auf sie. Sie wollen es nicht glauben, daß sie nur eine dumme, heillose, lügnerische Illusion sei, ein pfiffiger Kniff zu lächerlichem Schwindel ausgeheckt — nein, es ist ihnen, als ob sie den Grund ihrer Natur aufgeben müßten, gerade das eigentlich Menschliche in ihnen, und erst allen guten und schönen Trieben entsagen, um solches zu glauben. Und darum, über alle Enttäuschungen hinweg, zwingt es sie, sich ihr immer aufs Neue wieder zu vertrauen, und immer neue Mittel erfinden sie rastlos für ihren alten Zweck, der verharret.

Zuerst suchten sie im Menschen. Die Herrschaft des Menschen sollte das Glück bringen. Sie horchten den Wünschen des Gefühles, den Geboten der Vernunft, und danach die Welt zu beugen. Es ist mißlungen: die Welt fügte sich nicht. Dann suchten sie in der Welt. Die Unterwerfung unter die Welt sollte das Glück bringen. Sie horchten dem Walten der Natur, den Gesetzen der Wirklichkeit, um danach den Menschen zu beugen. Es ist mißlungen: der Mensch fügte sich nicht. Er ging im Wirklichen nicht auf: es blieb ein Rest, nicht zu bändigem, nicht zu verhalten, ein empörter Widerspruch, ein ungezügelter Drang über die Welt hinaus, nach einem Jenseitigen, auf ein Unwirkliches, das erst die Wahrheit wäre. So trog die Herrschaft des Menschen, und es trog die Unterwerfung unter die Welt, und nichts bewährte sich. Nur das Suchen war standhaft und treu; das wick ihnen nicht aus der Seele, das wollte sie nicht verlassen. Aber wo denn, wo konnten sie, da der Mensch und die Welt versagten, wo sollten sie denn überhaupt noch suchen?

Das Experiment mit dem Menschen ist verunglückt. Und das Experiment mit der Welt ist verunglückt. Jetzt kann das Experiment nur noch zwischen dem Menschen und der Welt, wo sie zusammenstoßen, gemacht werden. Vielleicht verunglückt es auch da. Aber dann ist wenigstens alle Schuldigkeit getan, und keiner Verschümmnis darf man uns zeihen.

Zwischen dem Menschen und der Welt. Dort, wo die Berührung der beiden etwas giebt, das nicht Mensch und nicht Welt und dennoch beides zusammen ist. Man nennt diesen Funken, der aus ihrer Reibung sprüht, keinem angehört und von beiden enthält, impression oder sensation; im Deutschen haben wir dafür kein sicheres, eindeutiges und gerades Wort. Dieser Bezirk ist dem Experimente noch frei. Vielleicht, was dem einsamen Wahne des Ich, was der entwillten Knechtschaft unter das Wirkliche mißriet — vielleicht winkt hier das Glück und kann ergriffen werden.

Das charakterisiert die neue Phase des Geistes. Er verläßt das Sein; mit dem Materialismus, mit dem Naturalismus ist's aus. Aber er flüchtet nicht in das Ich zurück; er wird die alte Romantik nicht wiederholen. Sondern in das Werden des Seins zum Ich hinüber,

in dem Prozeß vom Wirklichen zum Denken hin, wo er nicht mehr draußen und noch nicht drinnen ist — da will er eindringen. Man denke an Barrès, Guzman und Nietzsche: ihre Heimaten, woher sie stammen, sind weit weg von einander, jeder ging aus anderem Trieb nach anderem Ziele; aber hier, an dem Punkte, wo die Welt in den Menschen fließt, an der „Sautlichkeit“ der Dinge, wie Nietzsche sagt, da treffen sie sich alle drei und treffen sich mit unserem dunklen Drange. Hier soll Freude hier Genuß sein und die Erlösung vom langen Uebel.

Ohne die zweite, welche sie überwinden will, wäre die neue dritte Phase nicht möglich. Jene mußte dieser erst ihre Werkzeuge bereiten, die Impressionabilität steigern, die nervösen Talente bilden. Daran hat die Kritik, seit sie psychologisch geworden, einen guten Teil; sie soll jetzt auch ihren Lohn dafür kriegen.

Sie braucht sich nämlich bloß umzudrehen, weiter gar nichts. Sie kann ganz so bleiben, wie sie ist. Sie muß nur von diesem heftigen Epicuräismus, der überall erwachen will, auf ein anderes Ziel eingestellt werden. auf die eigene Bereicherung statt auf fremden Dienst. Sie soll auch weiterhin fortfahren, in Künstler einzubringen: sich ihre Nerven, ihre Sinne, ihre ganze Natur anzueignen, sich völlig in sie zu verwandeln. Aber wenn es früher geschah um der Künstler willen, um ihrer gerechten Würdigung zu helfen, so soll es jetzt um ihrer selbst willen geschehen, um den eigenen Genuß zu vermehren: Die Kritik behält die alten Mittel und das alte Verfahren, aber sie werden zu einer neuen Gourmandise verwendet.

Und das ist viel gescheiter. Ich sehe eine weite und lichte Zukunft, voll Würze und Wolbehagen, voll ungekannter Lieblichkeiten ohne Ende. Nietzsche hat es auch schon gespürt, als er schrieb: „Ein alles begehrendes Selbst, welches durch viele Individuen wie durch seine Augen sehen und wie mit seinen Händen greifen möchte O daß ich in hundert Wesen wiedergeboren würde!“ Es kommt uns sehr gelegen, es hilft der morbischen Leidenschaft, die nach und nach jede andere Begierde in uns verschlungen hat: sentir d'extraordinaire. Davon mögen unsere hungerrigen Bovary-Nerven nicht genug kriegen. La recherche pédantesque des sensations rares hat Jules Lemaitre als das Merkzeichen des jungen Geschlechtes konstatiert und dieser Roddy'sche Hilferuf: sortir de la banalité ist das Motto aller Kämpfe. Darum nach unempfundnen Reizen das Wühlen durch die schaurigsten Laster, daher das irre Schweifen nach den letzten Winkeln der Erde, daher die fleischende Wut um neue Parfüme, brünstigere Farben und die fremdesten Klänge. Der Sadismus, der Erotismus, der Bilibotismus der Moderne — das alles sind nur verschiedene Ausbrüche der nämlichen folie sensationniste. Aber die enge Welt ist erschöpft, und das farge Futter, das sie den Sinnen gewähren kann, ist verbraucht. Wir finden keine neuen Reize für die alten Sinne und Nerven mehr; wie wäre es, wenn wir einmal für die alten Reize es mit neuen Sinnen und Nerven versuchten? Die Speise ist nicht mehr zu vertauschen; wie wäre es, wenn wir einmal den Geschmack vertauschten?

Sich verwandeln. Täglich die Nerven wechseln, so daß dasselbe Leben sich täglich auf einem anderen Planeten erneuert. Heute mit Poe in den grinsenden Kästeln jenseits des Todes schwelgen, an den Abhängen des Wahnes, zwischen knochenklapperigen Tänzen freischender Dämonen, und morgen in frischem Frühlingfroste mit Vitenron über die nackte, braune Scholle wandern, während im Knickbusch vom letzten Herbst her das rote Laub veraschelt, Hand in Hand mit dem Treuen, ganz langsam, die reiche Freudigkeit seiner herrlichen Güte mit allen Fängen der Seele schlürfend! Täglich ein anderer sein,

ein anderer von den Großen und, weil man es nicht von Natur als ein unbeachtetes Geschenk, sondern durch Kunst und Zwang erworben hat, es bewußt sein, im deutlichen Gefühle der wechselnden Besonderheit! Herr Gott, wenn es die Kritik wirklich zu dieser dritten Phase bringt, wie schön, wie unsäglich schön müßte das werden!



Zwiegespräch.

Von

Peter von Tellenron.

In eine Straße bin ich eingebogen,
Die mir als letztes Ziel vor Augen stand.
Unendlich dünkte mir der Weg dahin.
Nie sah ich so brutale Vornehmheit.
Sie lag wie tot. Die Steinpaläste schwiegen.
Wär' mir ein Sperliug nur vorbeigeflogen,
Wär' mir ein Käbchen nur vorbeigehuscht,
Hätt' ein Lakai sich mir gezeigt, ein Wagen,
Ein Pferd, ein armer blinder Orgeldreher.
Nichts, nichts als eine ungeheure Strenge.
Mich fröstelte. Hier schien die Welt gestorben,
Gestorben alle Freude, alles Frohsinn,
Und — alles Leid? Wohnt hier ein reich Geschlecht,
Das wie uns alle einst der Tod sich holt?
Das sich voll Ekel aus dem Lärm zurück
Gezogen hat? Das nur das eine Wort
Noch kennt und denkt und spricht: Laß mich in Ruh.
Und wie ein mürrischwehrend Raunen gränelt's
Durch diese Reihen: Fort mit jeder Plebs,
Kein Nährmichau, du stinkst, mach', daß du fortkommst,
Ich hab' mit deiner Armut nichts zu tun.

Grad, als ich um die Ecke mich gewant,
Schritt um die andre mir ein Weib entgegen.
Sie trug die schwere Kiepe auf dem Rücken,
Kam aus den grünen Bergen Thüringens.
Ich rechne schnell, wo wir uns treffen müssen.
Sie biegt in jede Tür an einer Seite,
Tritt dann, denn keiner nimmt ihr etwas ab,
Nach kurzem wieder auf den Bürgersteig.
Ein Drittel sie, zwei Drittel Weges ich.
Und richtig, das Exempel hat gestimmt.
Hier, zwischen zwei Palais hineingezwängt,
Krümmt ein Rondel sich ins Gemäuer ein;
Von Marmor ist, antiker Form, die Bank,
Ein Wasser plätscht aus eh'rnem Löwenrachen,
Kazien überragen eine Mauer.
Und hier, als hätten wir es selbst beredet,
Erstreben beide wir zur Raft den Sitz,
Uns von der fürchterlichen Zukünftige
Ein wenig auszuruhen im gnädigen Schatten.
Ein schmales, blaßes, feines Nutzlitz seh' ich,
Ich helf' den vollen Korb ihr von den Schultern,

Sie dankt mir schämig; zieht ihr Taschentuch,
Und trocknet ihrer Stirn den Perlenschweiß.
Nun sag' mir, Mädel, was hat dich getrieben,
Daß du in dieser Gegend, bei den Menschen
Anklopfst, dein Wollenzeug und deine Jacken,
Dein Allerlei hier an den Mann zu bringen,
Just hier? Weißt du, wem diese Häuser eignen?
Die haben ihre Läden in der Stadt,
Und selbst die Dienerschaft ist zu erhaben,
Als daß sie dich beachtet. Sprich, wie kamst?

Wies kam? Ich weiß es nicht. Ich ging und ging,
Und kreuzte diese Zeile und versucht' es.
Doch, wie du sagst, hier ist nichts zu verlaufen,
Sie wiesen mich, kopfschüttelnd, alle ab.

Wie viel denn mußt du haben, um zu leben,
Ich meine, wie viel muß der Tag dir schaffen?

Zwei Mark zum mindesten, doch wirds auch mehr.

Und darum trägst du deine Ueberbürde
Und kuschst und trägst dich krumm durch diese Sonne.
Was hast du schon verdient?

Noch keinen Pfennig.

Noch keinen Pfennig?

Nein, noch keinen Pfennig.

Ja, reicher, Mädel, bin ich dann als du.
Sieh her, heut saute mir die Post zwei Mark
Für ein Gedicht, das mich acht Wochen kostet.

Für ein Gedicht? Was bist du denn?

Ein Dichter.

Ein Dichter, was ist das?

Siehst du, so einer,

Der „In des Waldes tiefsten Gründen“ schreibt,
„Wo du nicht bist, Herr Organist, da schweigen“,
„O Ferdinand, wie schön bist du.“ Verstehst du?

Ei ja, ein Dichter also.

Kurz und gut,

Wir machen diese Stunde blauen Montag.
Sieh her, ich hab noch andres Geld bei mir.
Ich zahle dir, was dir der ag sonst brächte,
Ich zahl's dir fünfzigfach, mit hundert Mark.
Es jammert mich dein kümmerlich Gewerbe.
Doch mach' ich das dir zur Bedingung auch,
Du läßt die Kiepe in der Herberge.
Nimm eine Droschke an der nächsten Ecke,
Dann hol ich dich nachher. Willst du? Du willst.

O Herr, ich darf, ich kann...

Ach, weg die Flaufen.

Dein rotes Tüchel um dein schwarzes Haar,
Dein reizendes Gesicht; komm' mit; komm' mit,
So wie wir stehn und gehn. Und dann ans Dampfsschiff.
Wir fahren längs des Ufers: Wo Musik
Uns lockt, Gelächter klingt, wo Fahnen wehn,
Da steigen wir ans Land und tanzen eins.
Sieh mir ins Auge: Kann ich schlecht denn sein?
Du hast wohl gar Verdacht, daß ich als Sklavium
Nach Valparaiso dich verschachern will.